

**DIE BEURTHEILUNG  
WELCHE  
FISCHART'S  
GARGANTUA: SOWIE  
SEIN VERHÄLTNIS...**

---

Ludwig Ganghofer



LIBRARY  
OF  
PRINCETON UNIVERSITY

# Die Beurtheilung,

welche

Fischart's Gargantua, sowie sein Verhältniß zu Rabelais  
in der Literaturgeschichte gefunden hat.

---

## Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doctorwürde

in

der philosophischen Facultät der Universität Leipzig,

eingereicht

von

**Ludwig Ganghofer.**

---

Augsburg, 1880.

Druck der F. C. Kremer'schen Buchdruckerei (A. Manz).



6.23.33  
A. Brun.  
Herrass.  
9d

„Nachdem die nüchterne und trockene Periode des Opizischen Geschmades eingetreten war, wurde die Zahl derjenigen, welche Fischarts Schriften kannten, lasen und liebten, immer kleiner; man hörte auf, seine Bücher zu drucken, das Gedächtnis seiner Werke erlosch fast ganz, und sein Name verschwindet völlig.“<sup>1)</sup> Nur bei einigen Straßburger Schriftstellern wird seiner, und auch da nur aus lokalen Interessen, vorübergehend Erwähnung gethan. „Valentin Andrea war allerdings Fischarts Lobredner, theilweise sein Geistesverwandter und Nachahmer, aber auch Valentin Andrea's Wirkjamkeit lag nicht in der Mitte, sondern an abgelegeneren, einsameren und beinahe verlorenen Stätten des literarischen Marktes.“<sup>1)</sup> Die erste größere Notiz über Fischart, welche sich in der Vorrede von Zinkgreß Ausgabe der Opizischen Gedichte (1624) findet, nimmt nur Bezug auf die poetischen Produkte des Menzgers und erst der Umstand, daß Andreas Gryphius an einer Stelle den Ausdruck „affenteuerlich“ gebraucht, läßt einen schwachen Schluß ziehen, daß derselbe den Gargantua Fischarts gekannt habe. Justus George Schottel gibt in seiner „Ausführlichen Arbeit von der deutschen Hauptsprache“ allerdings den Titel der Geschichtsklitterung bekannt, aber erst Vincenz Placius ist es, der in seinem *Theatrum Anonymorum* den Johann Fischart namentlich als „den Verfasser des Grandgousiers“ auführt.

Ein wirklich ausgesprochenes Urtheil über Fischart, als den Verdentscher des Rabelais, findet sich somit erst, wenn Bodmer (1743) in seinen kritischen Lehrgedichten denselben einen „Kopf von Rabelais' Verwandten“ nennt; allem Anscheine nach mag Bodmer auch nur den Gargantua im

<sup>1)</sup> Vilmar, in Ersch u. Grubers Enc. Art. Fischart.

3441  
685  
2

738652

Nuge gehabt haben, wenn er in der „Sammlung der Zürcherischen Streitschriften“ sagt<sup>1)</sup>: „Die veralteten Wörter, die abgeschafften Redensarten, die harten Silbenverbeisungen<sup>2)</sup> sind den meisten von unseren heutigen Lesern und Kunstlehrern allzu anstößig, als daß sie sich überwinden könnten, den Sachen und Gedanken, die darunter verborgen liegen, nachzuzufuchen“. Der Wert dieser letzten Worte, in denen man immerhin eine für Fischart günstige Meinung vermuten möchte, wird allerdings wieder sehr beschränkt, wenn man ein paar Seiten später (S. 72) zu lesen findet: „in seiner freien Uebersetzung hat Fischart den Rabelais selbst, den Vater der lotterbüßischen Schreibart, beinahe übertroffen.“ Was nun auch Bodmers eigene Meinung gewesen sein mag, ihm ist jedenfalls das Verdienst zuzusprechen, die Aufmerksamkeit der Leservelt wieder auf Fischart gelenkt zu haben; und daß Fischart von da an wirklich häufiger gelesen wurde, ist daraus ersichtlich, daß Lessing gelegentlich seiner Notiz über Fischarts Hexameter<sup>3)</sup> schreiben konnte: „es ist bekannt, wie frei der deutsche Uebersetzer<sup>4)</sup> des Rabelais mit seinem Originale umgegangen und wie viel er ihm eingeschaltet hat.“ Auch ist Lessing der erste, welcher Fischart mit dem Namen des „deutschen Rabelais“ belegt.

Gegen Ende der siebziger Jahre erhob sich zwischen M. Johann Friedrich Heynatz,<sup>5)</sup> H. G. v. Bretschneider<sup>6)</sup> (und später) Adeling<sup>7)</sup> und Blankenburg<sup>8)</sup> einerseits und Chr. Fr. Eberhard<sup>9)</sup> und Dr. von Anton<sup>10)</sup> z. andererseits der bekannte, von letzterer Seite mit wenig Vorsicht geführte Streit über eine Ausgabe des Gargantua vom Jahre 1552, der erst 1829 durch Meusebach<sup>11)</sup> seinen endgiltigen Abschluß erhielt.

Heynatz ist es nun, welcher den Titel der Ausgabe 1575 abschreibt und über denselben (der doch im Verhältnis zu dem der späteren Ausgaben

<sup>1)</sup> II. Band, 7. Stück, Seite 57 ff.

<sup>2)</sup> Eine Bezeichnung, welche neben der Firma „freie Uebersetzung“ stereotyp geworden ist.

<sup>3)</sup> Aus den Briefen, die neueste Literatur betreffend, 18. Brief.

<sup>4)</sup> Lessing kannte nur die Ausgabe der Geschichtsklitterung vom Jahre 1617.

<sup>5)</sup> Goth. Magazin der Künste und Wissenschaften, I. Band, S. 168.

<sup>6)</sup> Der „Ungenannte“ in Praga und Hermode, Band 1, Abtheilung 2, Seite 198 sowie in Goth. Gel. Zeitung, 1795, Nr. 90, Seite 807.

<sup>7)</sup> Fortsetzung zu Löchers allgemeinem Gelehrten Lexikon, Leipz. 1787.

<sup>8)</sup> Zusätze zu Sulzers Theorie der Künste und Wissenschaften, Leipz. 1796—1798.

<sup>9)</sup> Reichsanzeiger, 1795, Nr. 113.

<sup>10)</sup> Deutsches Museum, Leipzig 1778 (Dezember), Band 2, Nr. 8, Seite 543.

<sup>11)</sup> Allgemeiner Literaturzeitung, 1829, Nr. 55 und 56.

einfach ist) ausruft: „Welch ein horribler Wis! <sup>1)</sup> Ist es glaublich, daß eine neue Auflage solcher Dinge in Deutschland Käufer finden werde?“ Es dürfte, nach diesen Worten zu schließen, nur schwer glaublich sein, ob Heynag mehr als den Titel dieses Buches gelesen habe, das zudem sein Eigentum war.

Rüttner ist es, der zuerst auf die Grundlage aller anderen Eigenschaften Fischarts als Satiriker hinweist, wenn er ihn „einen schlaunen Menschenkenner“ nennt, <sup>2)</sup> welchen Namen er dadurch verdiente, daß er „mancherlei Züge von Thorheit und Narrheit, die er nach und nach im täglichen Leben sammelte, in seinen Schriften mit großem Wize bearbeitete.“ Wenn die Kritik Rüttners auch ein großes Behagen an Fischart verrät, das nur die Folge einer aufmerksamen Lektüre sein kann, so erhebt sie sich im Ganzen doch nicht viel über eine feuilletonistische Reflexion. Denn im Grunde ist wohl sehr wenig damit gesagt, wenn Rüttner unseren Fischart „unstreitig den lustigsten Kopf seiner Zeit“ nennt, und etwas sehr zweifelhaftes, wenn er ihn einen Philosophen nennt, „der allem hohnlacht, was er auf Erden sieht.“

Leonhard Meister <sup>3)</sup> bezeichnet Fischart als „eine Fundgrube für den Wis und die Sprache der Nation und sagt von dessen Bearbeitung des Rabelais: „Die Uebersetzung ist sehr frei und hat verschiedene Zusätze“. Meisters Urtheil erinnert sehr an Bodmer, wenn er sich nur ungern entschließt, „unter veralteten Wörtern und harten Silbenverbeißungen die schönen Gedanken hervorzuheben“, obwohl ihm „die Kraft der Worte, ihre

<sup>1)</sup> Dieser Wis scheint denn doch nicht ganz so horribel zu sein, sonst würde der größte Humorist und Charakterzeichner unter den modernen Romanschriftstellern, Charles Dickens, sicherlich nicht den (nach Abzug der veralteten Sprachform) ganz gleichen Wis in Anwendung gebracht haben. Man vergleiche nur die Titel seiner Romane, und um einen derselben anzuführen: *The life and adventures of Martin Chuzzlewit, his relatives, friends and enemies. Comprising all his wills and his ways: with an historical record of what he did and what he did n't: showing, moreover, who inherited the family plate, who came in for the silver spoons and who for the wooden ladles. The whole forming a complete key to the house of Chuzzlewit.* — Man findet an Dickens überhaupt eine überraschende Anzahl von Vergleichungspunkten mit Fischart, und obwohl der erstere schwerlich eine Zeile von dem deutschen Satiriker gekannt hat, können wir bei ihm Stellen lesen, welche in Gedanke und Absicht, ja in manchen Fällen sogar im Ausdruck eine staunenswerte Uebereinstimmung mit Aussprüchen Fischarts zeigen.

<sup>2)</sup> Charaktere deutscher Dichter und Prosaisien, Band 1, Seite 90 ff.

<sup>3)</sup> Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur, 2 Theile, Heidelberg 1780, Theil 1, Seite 210 ff.

Zusammenfügung und die Launen des Dichters überhaupt sehr merkwürdig erscheinen“. <sup>1)</sup>

Flögel, <sup>2)</sup> welcher im allgemeinen über Fischart viel des Neuen bringt, schließt die Kritik des Gargantua in die kurzen Worte: „Fischart's Uebersetzung ist mehr Paraphrase und Original, als Uebersetzung.“ Im weiteren fügt er noch bei: „Das fünfte Kapitel ist Fischart eigentümlich, und Rabelais hat keinen Theil daran.“

Das erste wirklich abfällige Urtheil über Fischart spricht Adelung aus, wenn er ihn den „deutschen Affen Rabelais'“ nennt <sup>3)</sup> und beide als Muster des Aferkomiſchen bezeichnet, „deren ganzer komischer Wiß großentheils in Ausbrütung alberner, neuer Wörter, in armseligen Wortspielen und seltsamen Antithesen besteht, u.“ Zur Bekräftigung seines Urtheils führt Adelung den Beginn von Fischart's Vorrede zum Gargantua an und fügt dann bei, „wer lachen kann, der lache!“ Wer die angeführte Stelle zum erstenmale liest, wird allerdings nicht lachen können; und wenn man Adelung auf sein Wort glauben will, daß er über Fischart wirklich nicht gelacht, wie er an anderer Stelle wiederholt, <sup>4)</sup> so möchte man fast bezweifeln, ob er vom Gargantua überhaupt mehr gelesen, als citirt hat.

Unter dem Pseudonym Dr. Eckstein veröffentlichte 1785 Christian Lavinus Friedrich Sander <sup>5)</sup> eine Verschmelzung des Rabelais und Fischart, <sup>6)</sup> wobei er sich als Hercules fühlte, der den Stall des Augias gereinigt und ebendeshwegen, wie er selbst zugesetzt, „oft statt des Mistes — Wasser“ habe geben müssen. Im übrigen meint er, daß Rabelais' Gargantua „mehr als Ovidische Verwandlung auf Fischart's Amboß litt.“ Der einzige Tadel, den Eckstein über Fischart ausspricht, dürfte heutzutage als ein Kompliment von nicht geringer Tiefe angesehen werden. „Mit der Sprache,“ sagt Eckstein nämlich, „geht Fischart so eigenmächtig um, wie unsere Großtürken und Affen von Goethe und Claudius.“ <sup>7)</sup>

<sup>1)</sup> Von Bodmer fast wörtlich übernommen ist auch der Satz: Im glücklichsten Schiffe trifft man nicht einen schmerzigen Einsall an.

<sup>2)</sup> Geschichte der komischen Literatur, 4 Bände, Liegnitz und Leipzig 1784, 1787, 3. Band, Seite 336 und 339.

<sup>3)</sup> Ueber den deutschen Stil, II. Thl. Seite 244.

<sup>4)</sup> Fortf. z. Jöcher's Vel. Lexikon, Leipzig 1787, II. B. Seite 1109.

<sup>5)</sup> Sekretär der kgl. dänischen Generalwegkommission zu Kopenhagen.

<sup>6)</sup> Gargantua und Pantagruel, umgearb. nach Rab. u. Fischart. Hamburg 1785.

<sup>7)</sup> A. a. O. I. B. Nachrede des Doktor Ecksteins.



Friedrich von Blankenburg verläßt sich bei seinen Nachrichten über Fischart<sup>1)</sup> auf die Glaubwürdigkeit Fügels und benützt nebenbei eine unrichtige Notiz Lessings, im guten Glauben auf diese Autorität, um eine andere, allerdings noch unrichtigere zu dementiren. Wir lesen nemlich bei ihm: „In das Deutsche wurde Rabelais' Pantagruel übersezt, aber nur das erste Buch (und nicht, wie in den Anweisungen der vornehmsten Bücher in allen Theilen der Dichtkunst, Seite 161, gesagt wird, in (gereimten) Hexametern, sondern nur mit dem Anfange eines dem Anscheine nach komischen Heldengebichtes von dem Uebersetzer und einer Zueignungsschrift an die deutsche Nation in dergleichen Hexametern und Pentametern) von Fischart mit dem Titel: Affenteuerliche etc. etc. 1575; 8<sup>o</sup>.“

Ie leichter sich Blankenburg hier die Arbeit gemacht, um so ernster finden wir sie wenige Jahre später durch Jördens<sup>2)</sup> aufgenommen. Bei ihm können wir ein Urtheil lesen, hinter welchem sich eine aufmerksame Lektüre und also auch ein liebevolles Verständniß unseres Autors verbirgt. Das Erste, was ihm bei solcher Lektüre auffallen mußte, ist natürlich Fischarts „genaueste Bekanntschaft mit den Thorheiten seines Zeitalters und die stete Gewißheit über den Ton, in welchem sie bald verlacht und ausgehöhnt, bald wieder gezeißelt werden müssen.“ Jördens war der Erste, welcher einen eingehenderen Vergleich zwischen Fischarts Gargantua und dem französischen Originalen zog, wobei er selbstverständlich finden mußte, daß des Ersteren Arbeit „mehr Paraphrase und originelle Umarbeitung, als Uebersetzung ist.“ „Fischart ist kein Uebersetzer von gemeiner Art, die der Sache ein Genüge gethan zu haben glauben, wenn sie ihren Autor Wort für Wort und Buchstaben für Buchstaben wiedergeben, unbelümmert, ob der Geist deselben durch den Buchstaben getötet wird. Fischart entlehnte nur den Stoff seines Buches von Rabelais; diesen verpflanzte er auf deutschen Boden und bearbeitete ihn nach deutscher Art, so daß man deutsche, und nicht französische Sittenschilderungen und Darstellungen, und kurz, ein ächt deutsches Originalwerk zu lesen glaubt.“ Diese in wenigen Worten so treffende Charakterisirung von Fischarts Gargantua darf heute noch unterschrieben werden, abgesehen natürlich von der etwas unklaren Diktion in dem „Verpflanzen auf den deutschen Boden“. Jördens selbst wollte wohl schwerlich damit sagen, daß Fischart die Handlung des Romans auf deutschen Boden verlegte.

Von Jördens bis auf Vilmar findet man wenig mehr, was nach diesem Urtheil als neu oder besonders bemerkenswerth erscheinen könnte, zudem

<sup>1)</sup> Literar. Zuzäge z. Sulzers allg. Theorie d. sch. Künste, I. Band, Seite 517.

<sup>2)</sup> Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, Leipz. 1807—1811, Bd. 1, Seite 518, 522.

da sich die zwischenliegende Kritik oft wörtlich auf Bodmer, Flögel und Jördens zurückführen läßt.

Wenn zwanzig Jahre nach dem letzteren Horn immer noch von einer „freien Bearbeitung“ spricht,<sup>1)</sup> so möchte man diese Bezeichnung ohnehin schon bedenklich nehmen, wenn man auf der gleichen Seite zu lesen findet: „wir sehen in Rabelais gleichsam den geistigen Vater unseres Fischarts, der aber, wie nicht selten, von dem Sohne an Genialität und — Unartigkeit noch übertroffen wird;“ und weiter: „die Bearbeitung ist so willkürlich, daß man oft nur mit Mühe das Original erkennen kann. Fischart scheint mit dem Stoffe der Rabelais'schen Satire, so reich dieser auch gewesen, noch immer nicht zufrieden, sondern er trachtet fast, eine Satire auf die ganze Welt zu machen.“

Im höchsten Grade befremden muß es, wie Halling noch 1828 von einer Ausgabe des Gargantua vom Jahre 1552 schreiben konnte,<sup>2)</sup> die man dem Titel gemäß nicht einmal für die erste halten dürfte: ein Umstand, dem durch Meusebach eine gerechte Abfertigung zu Theil wurde, in Verein mit so manch' anderem, das zu den Präensionen von Hallings Vorrede in wenig Einklang stand. Alles, was Halling im weiteren noch über den Gargantua Fischarts zu sagen wußte, beschränkt sich auf den Satz: „Dieses Werk ist eine Umarbeitung des Gargantua vom Rabelais.“ Nur in der Einleitung Uhlands findet sich noch eine bezügliche Notiz, welche allerdings weniger erklärend, als poetisch redet: „Fischarts üppige Kraft ergreift das fremde Gerüste, wie die traubenschwere Rebe Stab und Geländer sucht. Vom kühnsten der französischen Humoristen angeregt, ringt er mit diesem, nicht sieglos, um den Preis der Kühnheit.“

Selbst jezt noch, zwei Jahre nach der Meusebach'schen Recension schreibt Karl Herzog<sup>3)</sup> von einer ältesten (sic!) Ausgabe des Gargantua vom Jahre 1552 und sieht in dieser „freien Umarbeitung“ des Rabelais „in welcher ein äußerst lebendiger, humoristischer Witz sprudelt, den ausgezeichnetsten Roman jener Zeit.“

Ludwig Wachler<sup>4)</sup> ergründet an Fischart, „diesem vielgestaltigen Wesen, für welches schwer der rechte Name zu finden ist, diesem heiteren

<sup>1)</sup> Die Poesie und Veredelsamkeit der Deutschen, 4 B. Berlin 1822—1829, Bd. 1, S. 188 ff.

<sup>2)</sup> Johann Fischarts, genannt Menker, glückhaftes Schiff von Zürich, mit einem Beitrag von Dr. Ludw. Uhlau, Tübingen 1828.

<sup>3)</sup> Geschichte der deutschen Nationalliteratur, Jena 1831, Seite 249.

<sup>4)</sup> Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur, Frankfurt 1834, Thl. 1, S. 201, 204.

Gesellen, munter bis zur mutwilligsten Ausgelassenheit, redlichen Gemütes, empfänglich für Wahrheit und Schönheit," als Grundzug von dessen schriftstellerischem Charakter den satirischen Lehrton und die geniale Sittenmalerei. „Am vollendetsten," so meint Wachler, „offenbart sich seine, alle Gesetze für Kunst verhöhnende Eigentümlichkeit, ein halb toll gewordener, sich selbst und seinen Schatten überlaufender Uebermut des Wises in der freien Umarbeitung des ersten Buches von Rabelais' Gargantua. Im gelehrt possenreißerischen Wize und in spöttischer Verzerrung der nur halb möglichen Wirklichkeit verhält sich die französische Urschrift zu der deutschen Nachbildung wie ein Kind zu einem Riesen."

Unseren Fischart, diesen mahnenden Verkünder der Wahrheit, diesen unbestechlichen Richter über Lüge, Unrecht und Heuchelei, einen Gesellen zu nennen, immerhin empfänglich für Wahrheit und Schönheit, erscheint, wenn man Mangel an Verständnis ausschließen will, geradezu als die ungerechtfertigteste Ironie. Man muß wohl das ganze Urtheil Wachlers als solche betrachten, sonst möchte man sich schwerlich, um in seinem eigenen Stile zu reden, mit solch möglichen Unmöglichkeiten, wie „gelehrt possenreißerischer Witz", „halb mögliche Wirklichkeit" u. s. w. verschönnen können.

Was Mundt<sup>1)</sup> über Fischart fantasirte, möge in seiner ganzen Ausdehnung hier Platz finden, und zwar aus dem Grunde, weil es das Extrem in der Bewunderung Fischarts bildet, so wie es mit Menzels Urtheil im entgegengesetzten Sinne der Fall ist.

„Der wahre Volkstribun und Repräsentant des altdeutschen Spasses," so lesen wir bei Mundt, „ist Johann Fischart, genannt Menzer. Die bunte Narrentracht, in welche er die deutsche Sprache flectete, war zugleich die sinnreichste Narrenweisheit, die jemals in ihren Tönen laut geworden. An Redheit und produktiver Laune, die selbst mit der Grammatik der Sprache groteske, aber bewundernswerte Sprünge vornahm, gibt es keine ähnliche Erscheinung vor und nach Fischart in der deutschen Literatur. Bei aller grenzenlosen Ausgelassenheit seines Humors, der ihn mänadenhaft fortreißen konnte, scheint er doch ein feines schöpferisches Bewußtsein gehabt zu haben über die Sprache, in der er seine burleske Laune ergoß. Seine Diktion gleicht einer Redoute, auf der er seine Gedanken in zahllosen Wörterkostümen, in den verwegenen und frechsten Masken des Ausdrucks, in allen nur erdenklichen Bizarrerien der Sprache zum Tanze führte. Mit tobendem

<sup>1)</sup> Die Kunst der deutschen Prosa, Berlin 1837, Seite 257—259; 263.

Geschrei schlingen und wirren sich diese Gruppen durcheinander, sie verschlingen sich in kühnen Wendungen und Ausgeburten der wilden Fantasie, alle Instrumente werden aufgeboten zu einem unerhörten Lärmen, gesichter-schneidende Fragen und Larven steigen gespensterhaft aus der Erde, Hexenflämmchen und Irrlichter leuchten gähmend auf, und der Meister dieses tollen Faschings scheint besonnen geblieben, aber er erlustigt sich selbst dabei, wie ein Kind, das harmlos und unwissend mit den Nachtkobolden spielt. Fischart war ohne Zweifel ein großer Sprachkünstler, der bedeutendste und produktivste neben und nach Luther, der die deutsche Prosa, welche dieser auf den reformirten Dialekten aufbaut hatte, in das tausendfarbige, erschimmernde Gewand des nationalen Humors kleidete. Sein Reichthum an Wörtern und Wendungen, an geistreichen Zusammensetzungen und neugebildeten Bezeichnungen, an Ausdrücken, die er sich nach dem Französischen geschaffen und aus dem Urquell einer originellen Anschauung herausgeschöpft hat, wäre noch bei weitem höher und gewinnbringender anzuschlagen, als der literarische Sprachschatz, wenn nicht meistentheils das Gepräge Fischarts zu subjectiv oder mit zu vielem Unflat des Zeitgeschmades behangen erschiene, um in den allgemeinen Umlauf der Diktion überzugehen. — Den höchsten Taumel seiner fantastischen, wißprühenden, cynisch mutwilligen, gemüthlich frohherzigen, in Harlekinaden philosophirenden, mit feiner Menschenkenntnis spottenden, wie Trompetenjubiläum schmetternden Sprache kann man in seiner Uebersetzung oder vielmehr freien Nachfantasirung des ihm wahlverwandten Rabelais belauschen. Das ist ächt nationaler Humor, dem Fischarts Genie Sprache leiht. An solcher Satire erlustigten sich unsere Altvorderen, so ländelten, lachten, scherzten und wortspielten sie. In der Fülle und sinnreichen Gefügigkeit der Wortspiele, wie sie bei Fischart sich finden, möchte keine andere Sprache mit der deutschen einen Wettstreit unternehmen können, wie abenteuerlich und kindisch auch oft Fischarts Laune mit seinen tausendfach durcheinander gehetzten Wörtern davonläuft. Nur gewisse, humoristische Figuren Shakespeares haben einen ähnlichen Fluß unerschöpflicher Etichwörter im Munde, zu deren deutscher Wiedergabe man schon frühe in Fischarts Diktion eine Grundlage gehabt hätte.“ —

Das heißt mit sehr vielen Worten sehr wenig gesagt. Denn im Ganzen finden wir hier nichts weiter, als eine mit Widersprüchen angefüllte ekstatische Variation über bekannte Sätze, wobei noch gerade dasjenige, was als bestimmte Thatsache hätte fest betont werden müssen, in den Schleier einer zweifelhaften Möglichkeit gehüllt wird. Der wortreiche Bewunderer ist nicht immer der ehrlichste Verehrer. —

That Mundt des Guten zu viel, so war Regis geradezu ungerecht gegen Fischart, und zwar ungerecht bei eigenem Nutzen. Er schließt sein Vorwort über Rabelais<sup>1)</sup> „mit einem Ueberblick der bisher erschienenen Uebersetzungen, Nachahmungen u. s. w.“ und fügt sofort bei: „Als erste bekannte, nur 22 Jahre nach Rabelais' Tod erschienene Uebersetzung ist die deutsche des Gargantua von Johann Fischart“ zu nennen.

Nachdem Regis hier schon die erste Ausgabe in das Jahr 1575 legt, rückt er aus Eberts bibliographischem Lexikon den „ganzen Artikel über Fischart“ ein, welcher „ganze“ Artikel nichts weiteres ist, als die Abschrift dreier Titel des deutschen Gargantua, unter welchen die ominöse Ausgabe von 1552 in erster Reihe steht. Dann erst berichtigt Regis in einer breiten Anmerkung mit Hilfe Meusebachs den Irrtum Eberts. Auf solche Weise füllt sich jedenfalls das Papier. „Ueber Fischart“, fährt Regis weiter, „den üppig reichen, wiewohl geschmacklosen Vorvordern, genüge es (mit Hinweisung auf Anmerkung zu Seite 21<sup>2)</sup> und Wachler III, 362) an das Urtheil des Verfassers der Charaktere deutscher Dichter und Prosaisien, Seite 94 zu erinnern: (folgt Abdruck)“<sup>3)</sup>. Im Anschlusse daran macht Regis das Geständnis: „So bekennet denn auch der neueste Uebersetzer sich für mehrere glückliche Einzelheiten, die zu erhalten sogar Pflicht war.“

Diese pflichtgetreue Erhaltung glücklicher Einzelheiten besteht nun darin, daß Regis mit wenigen Ausnahmen alle jene Stellen des deutschen

<sup>1)</sup> Meister Franz Rabelais Gargantua und Pantagruel, deutsch von Gottlob Regis, II. Thl. in 3 Bänden, Leipzig 1839, II. Thl. I. Abth. Seite CLXVI—CLXX.

<sup>2)</sup> Diese Anmerkung steht II. B. I. A. Seite 32 und lautet: „Wenn irgend in seiner deutschen Paraphrase des Gargantua hat Fischart bei dem von ihm „Trunden Titaney“ überschriebenen Kapitel die Fülle seiner diesrheinischen (!) Volks- und Zechlust bewiesen. Schon Herder in der Einleitung zum zweiten Theile seiner Volkslieder, Seite 24 u. 25, erkannte dies an. Welcher Ueberschwang von echt deutschen Kernworten, Tischreden, Volksschwänken, Sprichwörtern, Hirtörlein und Trinkversen ist hier aufgehäuft, ja man kann sagen, er habe wenigstens noch ein paar Duzend Teintische an die Rabelais'schen angegeschlossen und schon das Verhältniß der Druckblätter beider (es ist 2:19) kann einen wahren Durchmesser der Nationen abgeben, deren Landsteute Fischart und Rabelais waren.“

<sup>3)</sup> Weber in dem angeführten Urtheile Wachlers noch in dem Meisters findet sich ein Wort über das Verhältniß Fischarts zu Rabelais, sondern wir lesen dort nur Bemerkungen über Fischart im Allgemeinen. Nur ein Citat aus Richters Vorschule der Aesthetik (I. Abth. S. 280) sagt in dieser Hinsicht: „An Sprach- und Bildersinnlicher Fülle übertrifft Fischart bei weitem den Rabelais und erreicht ihn an Gelehrsamkeit und aristophanischer Wortschöpfung; er ist mehr dessen Wiedergebärer als Uebersetzer.“

Gargantua fast buchstäblich getreu „übernommen“ hat, in denen sich Fischart mit einiger Genauigkeit an den französischen Text gehalten. Wo Regis das nicht thut, darf man sicher sein, bei ihm keine bessere Uebersetzung zu finden, als bei Fischart; ferner übernimmt er von Fischart Ausdrücke und Wortspiele, welche durchaus nicht Uebersetzung sind, sondern nur Wiedergabe des Sinnes in originell deutschem Gewande. Aber sicherlich würde aus alledem für Regis kein Vorwurf erwachsen sein, wenn er den Nutzen, den er aus Fischart gezogen, durch das entsprechende Maß des Dankes ausgeglichen hätte; denn Niemand wird sich mit dem Mittelmäßigen begnügen wollen, wo das Beste so nahe bei der Hand liegt. Regis, welcher, wie seine Uebersetzung zeigt, den Text des deutschen Gargantua mit dem des französischen Zeile für Zeile verglichen hat, muß unbedingt den Vorrang Fischart's vor Rabelais auf jeder Seite erkannt haben, und wenn er diese Erkenntnis verschweigt, so kann es nur im Interesse der eigenen Arbeit geschehen sein.

Im gleichen Jahre, in dem Regis seine Arbeit veröffentlichte, schrieb Heinrich Laube<sup>1)</sup> über Fischart: „Diesem Manne ist man geneigt eine hochwichtige Stelle in der Literatur des sechzehnten Jahrhunderts zu ertheilen, eine ihm bewußte Stellung zwischen der populären Poesie und der eines gelehrten Geschmades, die Spitze einführte. — Eine gehäufte Mischung seines Talentes und den bei aller Ueberlegenheit doch mangelhaften Geschmack zeigt er in seiner freien Bearbeitung des Rabelais'schen Gargantua und Pantagruel, dieses französischen Don Quixote, den Fischart oft gröblich in der Wahl des Stoffes und des Ausdrucks theilweise zu dem unsrigen machte.“

Daß Laube nicht in anderer, treffenderer Weise über Fischart zu urtheilen wußte, als es hier geschehen, möchte bei Berücksichtigung des Standpunktes, von welchem aus er die Entwicklung der Literatur betrachtete, etwas merkwürdig erscheinen, da doch der Ideenparallellismus zwischen Fischart einerseits und Laube's Zeit- und Gesinnungsgenossen andererseits ein immerhin zureichender Beweggrund hätte sein können, diesem Literaturhistoriker über den „mangelhaften Geschmack“ hinwegzuhelfen, der zudem nicht einmal dem Charakter Fischart's, sondern nur dem seiner Zeit zur Last gelegt werden darf. Im übrigen könnten auch sehr gerechte Bedenken dagegen erhoben werden, wenn Laube den Gargantua und Pantagruel des Rabelais einen französischen Don Quixote nennt, um wie viel mehr aber noch, wenn er diese Bezeichnung gar auf das Werk Fischart's ausdehnt. Unser Gurgelstroß

<sup>1)</sup> Geschichte der deutschen Literatur, Stuttgart 1839 — 40, Bd. 1. Seite 219, 230 u. 231.

und der Ritter von der traurigen Gestalt gleichen sich in ihrer literar- und kulturhistorischen Bedeutung eben so sehr, wie in Gestalt und Lebensweise. Fast scheint es, als wollte Laube das Ziel über den Rücken treffen, wenn er zum Schlusse noch mit den Worten loschießt: „Bis zur Grellheit ist bei Fischart die sinnliche Seite herangezogen, welche bei einer vom abstrakten Gedanken aus revolutionirenden Zeit wenig Beachtung finden konnte.“ —

Pischon hält sich mit seinem Urtheile auf dem Niveau des bereits Gesagten, wenn er schreibt<sup>1)</sup>: „Die Geschichtsklitterung ist freilich eine Uebersetzung des Rabelais, aber so frei und eigentümlich, daß der Franzose sich selbst nicht wieder erkennen würde. Es ist auch nicht die Erzählung die Hauptsache, sondern das, was Fischart aus dem reichen, unerschöpflichen Schatze seiner Laune hinzuträgt, welche die verschiedensten Verhältnisse und Schichten des Menschen zum Gegenstande ihres Spottes macht. Die würdigen, gesunden und kernigen Gesinnungen sind das Ehrenwerte an dieser Schrift.“

Das sonderbarste Urtheil in seiner Art, welches je über Fischarts Gargantua ausgesprochen wurde, lesen wir bei Wolff<sup>2)</sup>: „Allen Nachahmern Rabelais' ist es nur äußerlich geglückt, ihm nahe zu treten und selbst der ihm verwandteste Geist, Fischart, hat, wenn man das, was dem deutschen Charakter als originell gehört, davon abrechnet, nicht mehr geleistet; noch weniger die Franzosen.“

Wenn man das, was Fischart eigentümlich ist, aus seinem Gargantua streicht, so bleibt doch wohl keine Nachahmung, sondern nur eine Uebertragung des Rabelais, und einem so zugerihteten literarischen Krüppel wird sicherlich Niemand den Vorrang vor dem einheitlichen Originalwerke einräumen wollen. Wenn man das Fleisch von der Pflaume nagt, so bleibt eben auch nichts besseres, als ein Stein.

„Fischarts Werke“, so lesen wir bei Schäfer<sup>3)</sup> unter anderem, „spiegeln ebenso sehr die sittliche Energie und Tüchtigkeit des deutschen Charakters, als die Zerfahrenheit und Zerrißtheit der Periode, in der er schrieb. So sehr er sich in seiner ausgelassenen Prosa von der steifen Gesetzmäßigkeit der späteren Gelehrtenpoesie unterscheidet, so sind doch seine dichterischen Versuche ganz im Charakter derselben. Auch er beutet die ausländische Literatur aus, versucht sich in antiken Versmaßen, hascht nach gelehrten Ausschmückungen; er ist kein Mann des Volkes mehr!“

<sup>1)</sup> Denkmäler der deutschen Sprache, Berlin 1840, II. B. S. 432.

<sup>2)</sup> Allgemeine Geschichte des Romans, Jena 1841, S. 123.

<sup>3)</sup> Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur, Bremen 1842, S. 245 ff.

Fischart kein Mann des Volkes! Fischart, der nur schrieb mit Mitteln, welche er aus der Sprache, den Gewohnheiten, oder dem Leben des Volkes schöpfte, Fischart, der bei jeder Zeile, welche er schrieb, das Volk im Auge hatte, das ihn lesen sollte, aber nicht nur lesen, auch verstehen sollte. Fischart, kein Mann des Volkes, dieser echt republikanische Charakter, der mit der ganzen Blut seiner Seele am Vaterländischen hing und für Alles, was um ihn vorging, vom Großen in's Kleine, ein offenes Auge und ein offenes Ohr besaß! Jede andere Eigenschaft mag man an Fischart bestreiten und man wird immer noch die Entschuldigung finden können, man habe eben gerade das nicht gelesen, woraus jene Eigenschaft am deutlichsten spreche; an ihm aber die Volkstümlichkeit läugnen zu wollen, welche doch aus jedem Satze eines jeden seiner Werke leuchtet, das scheint unbegreiflich.

Wenn Etmüller<sup>1)</sup> über das Werk Fischarts schreibt: „Dieser humoristisch-satirische Roman ist zwar nur eine Uebersetzung des ersten Buches des französischen Gargantua und Pantagruel des Rabelais, aber eine so sprachgewaltige, eigentümlich selbstständige und geistreiche, mit allerhand Zusätzen ausgestattete, daß sie völlig den Wert eines Originalwerkes für sich in Anspruch nehmen darf;“ so ist damit, trotzdem Fischart gegenüber ein großes Zugeständnis ausgesprochen wird, im Grunde doch sehr wenig gesagt, da ja, wie immer und immer wiederholt werden muß, der Vorrang des deutschen Gargantua durchaus nicht in der Art der Uebersetzung des übernommenen Stoffes liegt, sondern eben in diesen „allerhand Zusätzen.“

Im Anschluß an das obige Urtheil Schäfer's über die Stellung Fischarts in der Poesie seines und des folgenden Jahrhunderts, dürfte von Interesse sein, was Koberstein<sup>2)</sup> über diesen Punkt sagt: „Man muß Fischart, sofern er nicht nur seiner Gesinnung und seines ganzen schriftstellerischen Bestrebens wegen, sondern auch den Gattungen und der inneren und äußeren Darstellungsform seiner Werke nach, selbst wenn er nach fremden Stoffen gegriffen hat, noch Volksmann im vollsten und besten Sinne ist, nach dem Umfang der gelehrten Kenntnisse aller Art aber, die er in seinen Gedichten, wie in seinen Prosaschriften überall durchblicken läßt und häufig breit auslegt, schon ganz ein Schriftsteller der neueren Zeit zu sein scheint, mit Gerwinus als den entschiedenen Wendepunkt von der alten Volkskunst zu der neuen, gelehrten und gebildeten bezeichnen.“

<sup>1)</sup> Handbuch der deutschen Literaturgeschichte, Leipzig 1847, S. 321.

<sup>2)</sup> Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, Leipzig 1847, I. Bd. S. 443 und 598, a.



Es könnte in dieser Richtung nicht leicht ein günstigeres Urtheil über Fischart ausgesprochen werden; man wird doch wohl nicht verlangen wollen, daß Fischart den Schatz seines Wissens und seiner Erfahrung, den er im Leben gesammelt, in seinen Schriften absichtlich und mühselig hätte verbergen sollen, anstatt, wie er gethan hat, denselben in einer Form zur Wiebergabe zu bringen, in welcher er wenigstens dem größeren Theile seines Lesepublikums von Nutzen sein konnte. Je größer, je bedeutender der Gelehrte, desto schwieriger wird es ihm, populär zu sein; daß aber Fischart dieses im hohen Grade gewesen ist, kann nicht verkannt, und muß ihm als Verdienst angerechnet werden.

Was den Gargantua betrifft, so nennt ihn Koberstein „das berühmteste Werk Fischarts, zwar kein eigentliches Original, aber eine ganz freie, durch einen seltenen Reichthum an Kenntnissen aller Art begünstigte, und mit wahrhafter Genialität und bewunderungswürdiger Sprachgewalt ausgeführte Umarbeitung und Erweiterung des ersten Buches von Rabelais' Gargantua.“

Auch Karl Gödke<sup>1)</sup> sieht in der Geschichtsschrift das Hauptwerk Fischarts, „in welchem er alles zusammendrängte, was an Höhe und Tiefe, Witz, Humor, Scharfsinn, treuherziger Naivetät, Gelehrsamkeit, aristophanischer Redheit und keuschem Ernste in ihm lebte. Wer diese zehnfache Uebersetzung des Rabelais nicht kennt und das tausendfache Lächeln und Lachen des proteischen Humors nicht versteht, hat den reichsten und schönsten Theil der Literatur des XVI. Jahrhunderts übersehen.“

Eng an all' das, was hier ausgesprochen ist, schließt sich die Meinung Wilmaris<sup>2)</sup> an, wenn er in Fischart „den vornehmsten und beinahe einzigen Komiker und Satiriker der deutschen Nation“ sieht. Er nennt den Gargantua „eine Figur aus der altfranzösischen Niesensage, welche Rabelais in moderner Form einführte, um das Unförmliche und Verkehrte, das Maßlose und Abenteuerliche seiner Zeit daran zu schildern. Fischart benützt den von Rabelais entlehnten Gargantua ebenso, doch in viel ausgedehnterem Maße als Rabelais, so daß man, kehrt man von Fischart zu Rabelais zurück, diesen kaum für einen Satiriker gelten zu lassen Lust hat. An Weite des Gesichtskreises und Freiheit der Behandlung überbietet Fischart seinen Vorgänger ohne Zweifel; er hat seine Praktik, wie seine Geschichtsklitterung

<sup>1)</sup> Elf Bücher deutscher Dichtung, Leipzig 1849, I. Abth. S. 159.

<sup>2)</sup> Vorlesungen über deutsche Nationalliteratur, Marburg 1845, S. 368, 369. — Ersch. und Grubers Encyclopädie, Erste Sektion, 51. Th. Leipzig 1850, S. 169, 179.

und seinen Catalogus nicht nach Rabelais bearbeitet, sondern aus Rabelais neu geschaffen.“ —

Im Anschluß an das Urtheil Schäfers und Kobersteins sei noch angeführt, was Gervinus sagt<sup>1)</sup>: „Wie zu dem ganzen damaligen Bildungsstande Deutschlands, der nach außen ein bäuerlich rohes Ansehen hatte, die feinere Kultur den Hintergrund bildete, die sich in der klassischen Schule allgemach vorbereitete, so sieht man bei Fischarts volksmäßiger Herablassung überall eine höhere Bildung\* dicht nebenan, die auf einer vielseitigen Kenntnis des Altertums und einer genauen Einweihung in die humanistischen Wissenschaften beruht. . . . Wenn er (Fischart) im Gargantua von den Alten redet, so geschieht es schon in derselben Ehrfurcht, die später Opitz zur Schan trug; er findet ebensowohl wie dieser, daß wir Neueren auf jenen fußen müssen, doch bezieht er seine Ehrfurcht noch mehr auf ihre Tugend und den Adel ihrer Gesinnung, als auf ihre Sprache, Dichtung und Kunstform; . . . man sieht, wie er im Formellen zurückbleibt, wie ihm die klassische Sparsamkeit in Worten entgeht, wie die Sprache die Denkweise übermächtig und der Volksgeschmack die Urbanität noch erstickt. . . . Behält man diese Gesichtspunkte im Auge, so wird man Fischarten auch da, wo er sich am tiefsten der Manier und den Lieblingsgegenständen des Volkes bequemt, immer auf jenem höheren Standpunkte beharren sehen, von wo der Dichter seine Leserkwelt zu einer erhöhten Bildung und Sitte emporzuarbeiten sucht.“

Hier in diesem letzten Satze liegt ja überhaupt der Schwerpunkt für die Beurtheilung Fischarts, und so ferne man die Wahrheit desselben einmal erkannt hat, wird es nur mehr von geringerem Interesse sein, wenigstens für den vorliegenden Zweck, darüber zu klügeln, ob Fischart in seiner „Manier“ mehr nach rückwärts, oder mehr nach vorwärts deutet.

Bevor Gervinus nun auf die Beurtheilung des deutschen Gargantua eingeht, behandelt er das Verhältnis des Gargantua und Pantagruel zur zeitgenössischen Kultur. „Von der Feinheit und Bildung,“ so schließt er diesen Abschnitt, „mit welcher das Werk des Cervantes entworfen ist, hat freilich Rabelais keine Spur. Er verdirbt selbst die Wirkung des geraden Verstandes, den er gegen die Pedanterie und Verkehrttheit setzt, dadurch, daß er ihn den gigantisch grotesken Helden leiht, die haltungslos und ohne Geschick gezeichnet sind. Außerlich nur ist das Uebermaß der plebeischen Bildung bei ihnen bezeichnet; Fischart erkannte in ihnen das grobianische

<sup>1)</sup> Geschichte der deutschen Dichtung, Leipzig 1853, III, S. 147, 158, 159, 164, 165.

Geschlecht um sich her. Wie Rabelais in ärztlichem Bedacht für das Körperwohl seiner Leser zur Erregung von Heiterkeit und Lachlust sorgen will, statt daß, wie ehemals, die Abenteuer der Ritter Seelenheil bewirken und edle Gemüther bilden sollten, so sind die Helden Gargantua und Pantagruel keine Ritter von der traurigen Gestalt, sondern in Heiterkeit wohllebende Menschen ohne Grillen, keine idealistischen Hungerbilder, sondern Freßer und Säuser, die ihre physische Natur bis zum Riesentum gesteigert haben; es sind rohe Volksfiguren einer Heroenzeit. . . . Bildlich verstanden erklärt es ganz den rohen Ton des Werkes, wenn Rabelais sagt: daß er, (wie Fischart übersetzt) keine andere Zeit dabei verloren, „als die er ohne das zur Sättigung seines gefräßigen Leibes bestellt habe; und es sei eben, wann die Freßglocke im Magen Sturm schlägt, die rechte diätalische Zeit zu solchen gemenskettrigen und dritthimmelverzuckten Materien und reimspinnenden Gedanken <sup>1)</sup>.“

„Fischart hat von diesem Werke nur das erste Buch übersetzt und dieses so sehr zu seinem Eigentum gemacht, daß man es eine Uebersetzung nicht mehr nennen kann. Er erklärt selbst, daß sie nur so obenhin sei, wie man den Grindigen lauft, daß er nicht den Rabelais wie den Donat exponiren wollte, daß er sich nicht an Worte und Ordnung gehalten habe. In der That scheinen ihn eigentlich auch nur die Stellen vorzugsweise zu fesseln, wo er seine immer zeitgemäßen Erweiterungen immer mit Glück anbringen kann. Diese sind im Grunde bedeutender für uns, als die Erzählung.“

Nachdem Gerwinus sein Urtheil über die Sprache Fischarts abgegeben, fügt er bei: „So vertieft Fischart auch ist in die Geschmacklosigkeit und Noheit der Zeit, dennoch ringt er überall, wie wir sehen, nach reinerer Sitte und selbst nach feinerem Geschmack hin; seine Verbtheit verzeiht man der materiellen Zeit und ihrem ausgeprägten Charakter, die wir nach unseren delikateren Maßen nicht beurtheilen müssen. Sonst müßten wir auch die ganze Polemik jener Zeit, diese schöne und kraftvolle Seite, verdammen, die Fischart als Grundsaß und mit Bedacht übt. Es ist schon viel, wenn der Einzelne in solchen

---

<sup>1)</sup> *A la composition de ce livre seigneurial, je ne perdy ne employai onques plus ny aultre temps que celluy qui estoit estably a prendre ma refection corporelle, sçavoir est, heurant et mangeant. Aussi est ce la juste heure d'escrire ces hautes matie es et sciences profundes. R. I. prol —* Man vergleiche diese beiden letzten Ausdrücke mit den entsprechenden bei Fischart, und man wird finden, daß er durch dieselben weniger eine Uebersetzung, als vielmehr eine kurze Meinungsäußerung seiner selbst über das Werk Rabelais gibt.

Zeiten ein gewisses Maß hält, wie Hans Sachs, oder wenn er das Feine und Schönere kennt und ehrt, wie Fischart. Diese ganze Verbtheit ist zu sehr mit der deutschen, ehrbaren, groben, aber tüchtigen Natur verknüpft, die wir auch in Fischart ehren müssen, als daß man sie so leicht, unserer feineren Art zu Liebe schmähren sollte; auch ist die handgreifliche Zote besser, so fühlt Fischart selbst, als die verhaltene Lüsternheit, die den feineren Zeiten eigen wird.“

In Hinsicht auf den oft gezogenen Vergleich zwischen Fischart und Aristophanes sagt Gerwinus: „Wir haben hier in Deutschland zwei aristophanische Jahrhunderte, Griechenland hatte nur einen Aristophanes. Dieser Eine beschränkte sich auf eine Tätigkeit, aber selbst ein Fischart in so ungeschickten und schwerfälligen Zeiten hatte schon einen Zug zum Universalgenie, der weiterhin so bedeutend in der Nation um sich greifen sollte. . . . . Hätte er die geistige Kraft, die sich in die Breite der Materie ausdehnte, auf die Kunstform weniger Erzeugnisse wirken lassen können, so würde er vor Spitz als ein Restaurator der deutschen Dichtung genannt werden, was man jetzt nur seiner Richtung nach von ihm sagen kann. Fischart hat Alles gethan, was die opitzische Schule nachher that, nur daß er es nicht so, wie diese gethan hat. Er ist ein gelehrter Dichter, aber er läßt sich noch zum Volke herab wie Brant.“

Es ist aber durchaus nicht der Fall, daß aus diesen letzten Worten für Fischart ein Vorwurf erwachsen soll, im Gegentheil; man darf eben nur nie und nimmer vergessen, daß Fischart der Art gegenüber, wie er arbeitete, eine bewußte Stellung einnahm, daß er diese Art absichtlich gewählt hat, um seinen Zweck, das Volk zu bilden, zu erreichen, oder ihm wenigstens nahe zu kommen. Schließlich liegt es ja doch mehr in der Aufgabe des Satirikers, diesen Zweck unverrückbar im Auge zu halten, als den weitgehenden, formalen Forderungen einer ausschließlichen Kunstkritik immer und immer Rechnung zu tragen.

Mit dem was Gerwinus ausgesprochen, ist eigentlich die Beurtheilung welche Fischart bis jetzt gefunden hat, abgeschlossen, denn alle späteren Autoren, wie Rosenkranz<sup>1)</sup>, Hub<sup>2)</sup> u. c., selbst Kurz<sup>3)</sup> und Wackernagel<sup>4)</sup> bewegen sich fast nur in Wiederholungen des bereits Ausgesprochenen.

<sup>1)</sup> Die Poesie und ihre Geschichte, Königsberg 1855, S. 671.

<sup>2)</sup> Die deutsche komische und humoristische Dichtung, Nürnberg. 1855, S. 189

<sup>3)</sup> Johann Fischart's sämtliche Dichtungen, Leipzig, Einleitung, S. XXIII—XXXII.

<sup>4)</sup> N. a. D.

Den Schluß dieser Untersuchung möge aber das interessanteste und vielleicht auch das unterhaltendste Urtheil bilden, welches je über Fischart geschrieben wurde, dasjenige Menzels.<sup>1)</sup> Er schreibt: „Ich finde in Fischart nur die Kraft des Hasses mit unreinem Geschmack und rohen Liebhabereien verbunden. Seine Grobheit war nicht Satirmaske eines feinen Sokrates, sondern angeboren. Die Wortmacherei, die Erfindung von seltsamen, neuen Ausdrücken, die man ihm zum Ruhme anzurechnen pflegt, ist eine bloße Bizarrie und Sache persönlicher Eitelkeit, etwas nicht natürliches, sondern gemachtes. Seine größte Wonne war, auf andere zu schimpfen, andere zu verspotten, und da der Spott über die römische Kirche fast schon erschöpft war, ergriff er mit Freuden jede Gelegenheit, um als Calvinist, oder überhaupt als „Vorgeladter“, auch die frommen Lutheraer zu verhöhnen. Sein berühmtestes Werk ist eine freie Uebersetzung des Rabelais. Wie man dieser plump erfundenen, völlig unnatürlichen Sprachweise irgend hat Geschmack abgewinnen können, ist mir unbegreiflich. Sie ist mir von Anfang bis zu Ende edelhaft erschienen. Außer dieser Sprachverderbnis aber und mehreren für die Sittengeschichte interessanten Notizen enthält das berühmte Werk nichts Eigenes.“

Es wird nicht nötig sein, all' der kräftigen Abfertigungen zu gedenken, welche dieses Urtheil bereits erfahren hat, oder gar eine neue hinzuzufügen. Was Menzel hier geschrieben hat, commentirt sich selbst.<sup>2)</sup>

Obwohl in vielen Fällen der Beurtheilung, wie wir gesehen haben, Fischart's persönliche Eigenheiten, sein originaler Wert und seine Stellung in unserer Literatur einer eingehenden Betrachtung unterzogen wurden, so ist nur in den wenigsten Fällen, und auch hier nur in geringer Ausdehnung, abgesehen von der stereotypen Bemerkung der „freien Uebersetzung“, wirklich auf die Beziehungen eingegangen, in welchen Fischart zu Rabelais steht.

Um so mehr muß deßhalb die Thatsache Wunder nehmen, wenn zwei französische Literaturhistoriker, welche man immerhin Kenner der deutschen Literatur nennen darf, Spaich und Heinrich, diese Beziehungen einer

<sup>1)</sup> Deutsche Dichtung, 1858, II. B. S. 136.

<sup>2)</sup> Aber nicht ganz uninteressant dürfte es sein, zur Illustration seiner Urtheilsconsequenz an das zu erinnern, was er Vb. 1, S. 279 über die Nonne Hrotswitha sagt: „Die Legende vom heiligen Pelagius, der als schöner Jüngling den Begierden eines maurischen Königs widerstand, hat man in der Feder einer Nonne für bedenklich finden wollen, ebenso die Legende vom heiligen Gangolf. Wenn man die Tugend der Verfasserin, die solche Dinge preisgab, in Zweifel gezogen, so hat man wohl Unrecht. Die Naivetät des Zeitalters entschuldigt viel.“

verhältnismäßig genaueren Betrachtung gewürdigt haben, so daß es fast scheint, als wäre ihnen um den Vorrang ihres großen Satirikers bange gewesen.

Allerdings ist diese Beachtung Fischarts ihrerseits nicht aus eigenem Antriebe erfolgt, sondern erst durch die in der deutschen Literaturgeschichte aufgeworfene Frage um den geistigen Vorrang Fischarts oder Rabelais' veranlaßt worden; denn vor Spach und Heinrich wird Fischart in der französischen Kritik unserer Literatur eben nur als gelebt und geschrieben habend aufgeführt.

Die erste Notiz dieser Art findet sich in *Observations historiques sur la littérature allemande, par un François*, einem Artikel, welcher dem kleinen Werke *De la littérature allemande*, Hamb. 1781 beige druckt war, nachdem ihn der Verfasser bereits 1764 in Paris veröffentlicht hatte. Hier heißt es nun: *On a de Fischart une traduction du Pantagruel en vers hexamètres allemands*. Der Verfasser des Artikels hat natürlich Fischart niemals in Händen gehabt, sondern diese Bemerkung wörtlich aus den „Anweisungen der vornehmsten Bücher in allen Theilen der Dichtkunst“ übersezt.

Erst 1831 findet sich eine weitere Notiz über Fischart bei A. Jarry de Nancy, *Atlas historique et chronologique des littératures anciennes et modernes*, Paris. Hier steht auf Tafel VI unter der Jahreszahl 1595: *J. Fischart, dernier modèle du style naïf allemand du XVI<sup>e</sup> siècle; refait le Gargantua de Rabelais*. . . Tafel XIV wird Fischart genannt *l'écrivain le plus remarquable de la fin du XVI<sup>e</sup> siècle (15 . . . — 1595)*.

Bei Michaud<sup>1)</sup> findet unser Satiriker bereits eine nennenswerte Beachtung; unter anderem lesen wir hier: *Fischart fit une traduction du premier livre de Rabelais, intitulé Gargantua*. „Encore n'est ce pas tant“, dit le Duchat, „une traduction q'une ingénieuse paraphrase accommodée au goût allemand et au génie de cette langue“.

Es ist dies immerhin ein Zugeständnis, mit welchem man zufrieden sein kann, und es ist nur eine natürliche Erweiterung dieser Stelle, wenn Spach<sup>2)</sup> zehn Jahre später unseren Fischart *le Rabelais de l'Allmagne* nennt.

Wenn Spach die Universalität Fischarts hervorhebt und dann sagt: *il embrassait d'un seul coup d'oeil la vie entière avec ses défauts et ses devoirs; dans ses premiers écrits satiriques il ne s'attaque qu'à*

<sup>1)</sup> *Biographie universelle*, Paris 1856, Tome 14, p. 152, art. Fischart.

<sup>2)</sup> *Oeuvres choisies*, tome I, Jean Fischart, le polygraphe. Par. et Strassb. 1866.

les individualités qui personnifiaient pour lui les vices de son temps; plus tard c'est le vice en masse qu'il combat; il voulait l'ennoblissement de la nature — humaine so liegt in diesen Worten zwar ein Vorrang Fischarts vor Rabelais nicht ausgesprochen, aber doch zwischen den Zeilen ersichtlich, denn Rabelais that ja nur das Erstere, und das nicht einmal in der Weise und in der Absicht, wie Fischart es gethan. Wir wissen ja, welche Stellung Rabelais seinen Lesern gegenüber einnahm, bei Fischart aber, um mit Spachs Worten zu reden, on sent qu'il continue à aimer les hommes, quoiqu'il flétrisse leur vices.

Wenn nun in Betreff des Gargantua selbst gesagt wird: Fischart n'a point copié Rabelais: il a lutté avec la surabondance de son langage, so ist das allerdings richtig, und es fehlt nur der Ausspruch des objektiven Schiedsrichters, der den Sieger bezeichnet.

Chez Rabelais, fährt Spach weiter, comme chez Cervantès, le réel et l'idéal se trouvent côte à côte ou en opposition. Es soll hier kein Urtheil darüber abgegeben werden, was das überhaupt heißen will, aber wunderbar jedenfalls muß es erscheinen, wenn Spach auf diese Behauptung in meint: Fischart assimile aux besoins intellectuels de la nation allérande ces éléments étrangers. Quel contraste bizarre! Abgesehen davon, mit welcher Berechtigung überhaupt hier von „éléments étrangers“ gesprochen werden darf, abgesehen davon, daß von einer Assimilirung, wie Spach sie hier im Auge zu haben scheint, an und für sich nicht die Rede sein kann, da sie nicht der Fall ist, muß diese Behauptung um so eigenmächtiger erscheinen, wenn man einige Zeilen weiter über Fischart zu lesen findet: quant à la biographie de son héros, c'est un accessoire. Hier könnte der Leser eher Veranlassung finden, auszurufen: Quel contraste bizarre! zudem, wenn er noch dagegenhält, wie Spach schon voraus über den Hauptzug von Fischarts Werke geurtheilt hat. Lorsqu'on croit, heißt es hier, que l'écrivain va se perdre en des détours interminables, il revient habilement et brusquement à son sujet; après ses digressions on est tout étonné de voir que Fischart a seulement voulu mettre en relief l'idée principale. Ainsi la logique de sa pensée reste sauve. Im Anschluß an dieses Urtheil erhebt Spach den Vorwurf gegen Fischart, den er in noch schärferer Weise bei Heinrich ausgesprochen finden werden: cette manière de procéder ne laisse germer aucune jouissance artistique.

Freilich, Rabelais voulait peindre les moeurs brutales des classes supérieures de la société, und er that es mit einer bewundernswürdigen Kunstniffigkeit, trotzdem nur par de simples contours; Fischart

donne le tableau complet de toutes les conditions de la vie, freilich in marligen, unzierlichen Pinselstrichen, über welchen ein Salonkritiker der Frage vergißt, ob das Bild nicht gerade durch diese Striche naturgetreu geworden. Einem solchen Kritiker mag auch ganz ein Ende der Meinungsabgabe entsprechen, wie wir es bei Spach zu lesen finden: *Oui, malgré le jugement sévère que j'ai dû prononcer sur les excentricités du langage de Fischart, malgré la violence, qu'il fait au bon goût, je ne puis m'empêcher de respecter cette forte nature.*

Auch für Heinrich<sup>1)</sup> ist unser Fischart un poète vraiment remarquable, und le grand satirique allemand du seizième siècle.

Was nun die Verdeutschung des Rabelais betrifft, so sagt Heinrich von Fischart: *Il fut à la fois un traducteur et un émule, et je crois que le curé de Meudon n'eut pas dédaigné un tel rival. Je me garderais cependant de dire, avec quelques critiques allemands, que Fischart a dépassé son modèle. Das ist nun einmal Heinrichs vorsichtige Ansicht, und es ist gut, daß er sie seinen Gründen voraus stellt, denn später würde sie ihm niemand mehr glauben. Hören wir nun, wodurch er seine Meinung zu rechtfertigen sucht: In den Augen dieser deutschen Kritiker, so sagt Heinrich, Rabelais n'a fait qu'esquisser dans son Gargantua l'image de la société grossière de son temps. Es ließe sich nun immerhin darüber streiten, ob jene deutschen Kritiker, welche wirklich dieser Ansicht sind, nicht eine bessere Meinung von Rabelais haben, als der lautlobigste Franzose, der seinem nationalen Satiriker nun einmal durchaus den Hoftitel auf das Schild malen will. Aber weiter im Texte: Fischart a développé la peinture, précisé le détails, tiré les conclusions et formulé le jugement qui condamne les vices, dont s'est amusé l'auteur français. Abgesehen von dieser letzten Beifügung, welche sich selbst commentirt, ist das Vorausgesagte, wörtlich genommen, nur in einigen wenigen Fällen Thatsache, wie in der Trunkenlitanei, in der Rede des Meisters Janotus von Bragmarda, in der Charakterzeichnung des Mönches u. Hier ist es wirklich die skizzenhafte Zeichnung Rabelais, welche Fischart zum vollendeten Bilde ausarbeitet.*

Nun aber zur Pointe von Heinrichs Urtheil: dieses tirer des conclusions, dieses formuler le jugement, so meint er, cela peut être en effet plus moral, mais c'est à coup sûr moins comique; et c'est du comique qu'il s'agit dans cette joyeuse satire. Allerdingß, das ist der

---

<sup>1)</sup> Histoire de la littérature allemande, Paris 1870, I. Band, p. 376, 380, 381.



Unterschied: Rabelais ist der Kampentomiler, der mit dem Bewußtsein, es ist nicht schwer, über andere sich lustig zu machen, das Publikum zum Lachen bringen will, und wenn dieses nicht dazu geneigt ist, selbst über seine Witze lacht, damit ihm der Humor nicht ausgeht. Dagegen gehalten muß man Fischarts Komik allerdings moralisch heißen, denn wenn über seinem Spotte, über seinen Scherzen der Leser sich zu Thränen gelacht, so führt ihn Fischart gar schnell zu der Erkenntnis, daß er über eigenen Thorheiten und Fehlern sich ergötzt hat, und den Thränen des Lachens folgt die Thräne des peinigenden Schuldbewußtseins, die, wenn sie auch noch so rasch aus den Augen gemischt wird, dennoch schwer in die Wagschale fällt. *Ei done!* Wie moralisch! Und — wo bleibt da die Kunst? *L'artiste n'écrit pas une morale au bas de son tableau, et le fabuliste lui-même ne l'insère pas toujours en toutes lettres à la fin de son apologue.* Das wäre nun allerdings ein schwerer Vorwurf, wenn er nur auf Fischart auch Anwendung finden könnte. Von einem Commentare der eigenen Satire ist bei ihm niemals die Rede; kann schon nicht die Rede sein, aus dem einfachen Grunde, weil Fischarts Satire nicht persönlich, sondern allgemein ist und in solcher Art keines Commentares bedarf, da sie von jedermann verstanden wird; es gibt nur so manche Dinge für Fischart, über welche er zu spotten nicht vermag und bei denen er von der heitersten Ausgelassenheit plötzlich in den grollenden Ton des ernsten Mahners überschlägt; und merkwürdig — gerade diese „moralischen“ Stellen sind die schönsten seines Buches!

Wenn das wirklich unkünstlerisch ist, so muß Rabelais freilich ein größerer Künstler genannt werden, denn er fällt nicht ein einziges Mal in diesen Fehler, er ist in seiner Possenreißerei einheitlich geblieben, so daß Heinrich von ihm sagen kann: *La peinture est là, vivante, animée; regardez et concluez, si vous en êtes capable.* Es ist aber merkwürdig, wie wenig Franzosen diese Befähigung besessen haben, trotzdem so viele dieselbe bei sich vermuteten. Rabelais est un de ces auteurs susceptibles d'avoir un commentaire plus ample que le texte, so sagt einer seiner Lobredner und ein anderer meint: „Sagen, man habe Rabelais verstanden, heißt schon, ihn nicht verstanden haben!“ Aber wie man für Alles eine Entschuldigung finden kann, so hat man auch dafür eine in Bereitschaft: „Rabelais wußte“, so heißt es, „warum er seinen Zeitgenossen bei ernsten Fragen nicht Stand hielt; wir finden das Wort seines Rätsels nicht, weil er es jenen verbergen mußte; denn einmal wirklich erkannt, wäre er schwerlich als Pfarrer zu Meudon gestorben: der ernste Satiriker gehörte dem Kegergerichte der Kirche, nur der Buffon war unfaßbar.“

Hören wir nun, wie Heinrich in seinen Betrachtungen fortfährt: Moqueur en même temps qu'artiste par nature et par tempérament, Rabelais a peint souvent pour le plaisir de peindre, et raillé pour le plaisir de rire. C'est là ce qui le rend inférieur à Molière. Notre grand comique était triste (aber, wie bei Fischart, war es die Absicht zu bessern, die ihm Scherz und Satire auf die zuckenden Lippen legte): Rabelais était un joyeux compère qui a eu l'heureux privilège du génie, et qui a fait parfois des tableaux de maître en ne dessinant que de simples caricatures pour son propre amusement. Dans cette bruyante orgie qui se déroule tout le long de son livre, il y a sans doute une pensée de satire, mais c'est la satire d'un complice. La farce grossière était un voile commode, un ingénieux moyen de s'arroger le droit de tout dire en mettant les rieurs de son côté; c'était aussi un travestissement sous lequel Rabelais était à son aise, et qu'il ne craignait pas de porter.

Man könnte schwerlich in der ganzen französischen Literaturgeschichte noch ein Urtheil über Rabelais finden, welches für den Vergleich desselben mit Fischart so günstig wäre, wie das vorliegende. Jede einzelne Thatsache, welche hier an dem französischen Satiriker gerühmt wird, bezeichnet zu gleicher Zeit in der gleichen Richtung die Ueberlegenheit Fischarts. Und gar noch dieser Vergleich Rabelais' mit Molière. Wenn es überhaupt möglich wäre, daß ein wahrer Kenner Fischarts noch in seinem Urtheile schwanken könnte, Heinrich würde ihn aller Zweifel entheben; denn was er über Rabelais sagt, setzt denselben unter Fischart, und was er über Fischart sagt, kann für den Kenner desselben nicht maßgebend sein, da es entweder völlig unrichtig, oder, wenn in der That bestehend, doch durch eine innere Ursache mehr als hinreichend gerechtfertigt ist, soferne es in so mancher Hinsicht gegen die Forderungen der Kunstkritik verstoßen sollte, wie es z. B. mit der vielgeschmähten, aber auch vielgerühmten Subjektivität Fischarts der Fall ist, die Heinrich in dem Folgenden als breiten Erlaubnißschein seines Tadelns aushängt.

Nach einigen subjektiven Bemerkungen über Rabelais fährt Heinrich nämlich weiter: Il est vrai que c'est précisément l'erreur, la grande infériorité de Fischart d'avoir délayé Rabelais pour en tirer une morale pratique. Ses habitudes antérieures l'ont trompé. La satire, en effet, touche par certains points à la prédication et à l'enseignement; c'est une oeuvre presque didactique; au contraire le roman, même satirique, est une pure oeuvre d'art d'où la morale sans doute ne doit pas être

absente, mais où elle doit emprunter, pour se manifester, la seule langue que parlent naturellement les personnages mis en scène, comme dans un tableau, elle n'a d'autre organe possible que le dessin et les couleurs. Diese ganze schöne Vorlesung hat eigentlich gar keinen Zweck, da die Art und Weise, wie Fischart seinen Stoff behandelt hat, den Namen eines Kunstromans völlig ausschließt: es soll sein Gargantua gar kein Kunstroman sein, sondern das, was er eben ist, eine vollkommen subjektive Satire. Dann mag Heinrich aber auch vergessen haben, daß das Werk eines großen Künstlers nicht gerade durch Zeichnung und Farbe allein wirkt, sondern daß es hauptsächlich die Auffassung ist, welche den Erfolg einschlagend macht. Wenn nun ein Sittenmaler, der durch das allgemeine Urtheil als großer Künstler anerkannt ist, sich in der Art seiner Auffassung über das Gang und Gebe hinwegsetzt, so muß man sich zuerst der Absicht klar sein, weshalb er dieß thut, ehe man über die Thatsache selbst ein abfälliges Urtheil ausspricht und wie Heinrich meint, l'auteur y doit être présent, mais invisible; or Fischart se fait voir et c'est un grand défaut.

---



# Vita.

---

Ich wurde geboren zu Kaufbeuren (im bairischen Kreise Schwaben) am 7. Juli 1855. Nachdem mein Vater, der daselbst die Stelle eines kgl. Forstamtsassistenten bekleidet hatte, in der Eigenschaft eines Oberförsters nach Welden bei Augsburg versetzt worden war, besuchte ich dort die Dorfschule, bis ich im Oktober 1864 in das Studienseminar zu Neuburg a/D. kam. Im Sommer 1868, nach Absolvirung der Lateinschule, verliess ich dasselbe wieder, um an das Realgymnasium überzutreten, welches ich nach vier weiteren Jahren zu Regensburg absolvirte.

In der Absicht, mich später dem technischen Berufe zu widmen, trat ich nun, um den praktischen Dienst zu erlernen, zu Augsburg in die Maschinenfabrik von Riedinger ein, welche ich nach Ablauf eines Jahres wieder verliess, um meiner Militärflicht Genüge zu leisten.

Während meines Militärdienstes, fast zu Ende desselben, wurde ich von einer heftigen Krankheit ergriffen, welche mich von allen weiteren Militärverpflichtungen befreite, mich zugleich aber auch zwang, den körperlich strapaziösen Beruf eines Maschinentechnikers aufzugeben.

An der Universität zu München sowie zu gleicherzeit an der polytechnischen Schule daselbst, und späterhin an der Universität zu Berlin, betrieb ich nun vom Herbst 1874 bis zum Sommer 1879 linguistische, literarische und philosophische Studien, welche ich durch Erlangung der academischen Doktorwürde zu einem formellen Abschlusse bringen wollte, um sodann dem schriftstellerischen Berufe zu leben.

Ludwig Ganghofer.

Sp. 15

Princeton University Library



32101 068571320

